Buch des Monats

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **101 (2021)**

Heft 1091

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

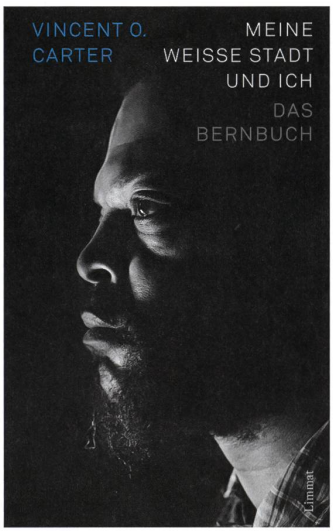
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Buch des Monats

Nahaufnahme in Schwarz-Weiss



Vincent O. Carter: Meine weisse Stadt und ich. Das Bernbuch.
Zürich: Limmat, 2021.

Die Identitätspolitik der Gegenwart – und bisweilen leider auch die Kritik an ihr – lässt gern vergessen, dass die psychologische, kulturelle und politische Erfahrung von Fremdheit durchaus Motor für Schriften sein kann, von denen sich bisweilen herausstellt, dass sie noch Jahrzehnte später lesenswert sind. Weitaus erhellender als die häufig lediglich um Aufmerksamkeit buhlende und eine rassistische Omnipräsenz suggerierende Bekenntnisliteratur vieler minoritärer Autorinnen und Autoren von heute ist Literatur, die noch vor dem Übergang der Schweiz in eine Einwanderungsgesellschaft verfasst wurde. Ein solches Beispiel und eine wahrlich kostbare Trouvaille ist das «Bernbuch» von Vincent O. Carter. Der 1924 geborene und im Ghetto von Kansas City, Missouri, aufgewachsene Autor war im Zweiten Weltkrieg als Soldat nach Europa gekommen, kehrte dann zunächst in sein Heimatland zurück, um sich nach Aufenthalten in diversen Grossstädten schliesslich in Bern niederzulassen, wo er bis zu seinem Tod 1983 leben sollte. Dort fasste er auch das Dokument ab, das nach seinem selbstgewählten Domizil benannt war. 1957 fertiggestellt, 1970 in den Vereinigten Staaten verlegt, wenig rezipiert und dann vergessen, ist diese Mischung aus Autobiografie, Milieustudie, Ethnografie, und Prosa nun vom Limmat-Verlag in deutscher Sprache verfügbar gemacht worden.

In der Bundeshauptstadt, wo ihm anfangs niemand ein Zimmer vermieten wollte, hatte Carter bald zur lokalen Bohème gehört. Und er begann, die alltäglichen Reaktionen auf ihn, der sich selbst als «the first and only Negro in Town» verstand, zu dokumentieren. Diese reichten von penetranter, sich in stetig wiederkehrenden Fragen äussernder Neugier über Ignoranz bis hin zu unmissverständlichem Abscheu. Der Rassismus, der Carter entgegenschlug – insbesondere die Sensationslust, endlich einmal einen leibhaftigen Schwarzen zu sehen zu bekommen –, verrät viel über den politischen Bewusstseinsstand der Eidgenossenschaft, was hier in Form des Sittenbilds eines ordnungsvernarrten Landes gezeichnet wurde: «Auf dem Land blüht der bäuerliche Charakter auf wie die winzigen Blüten, welche die Gipfel der Berge schmücken. Und in der Stadt funktioniert der Charakter der Städter mit der Präzision einer Schweizer Uhr, der genauesten Uhr der Welt, im leisen, beharrlichen Rhythmus einer allumfassenden Angst.» Herausgekommen ist das Porträt einer Stadt und ihrer Bevölkerung, festgehalten in Momentaufnahmen von beachtlicher Präzision und Intensität – mal schaurig, mal komisch.

Besonders eindringlich sind die Nahaufnahmen der persönlichen, insbesondere der vertrauten Interaktion des Zugezogenen mit Einheimischen, die sich bisweilen von unfreiwilliger Komik letzterer auszeichneten: so etwa, wenn der US-amerikanische Beobachter festhält, wie seine Geliebte in einer wilden Liebesnacht erst mal das Verlangen zeigt, ihre abgelegte Kleidung sauber zu falten und zurechtzulegen, bevor sie zu ihm ins Bett steigt.

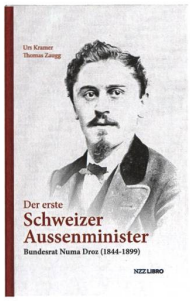
Carter verstand seine Überlegungen ausdrücklich als «Reisebuch». Heute, rund 65 Jahre nach seiner Vollendung, darin zu lesen, kommt tatsächlich einer Reise gleich: in ein Land, das erst noch lernen musste, sich zu öffnen – allem voran für andere, die eigene werden sollten. ‹

Vojin Saša Vukadinović
ist Redaktor dieser Zeitschrift.

SACHBUCH

Die Leiden des jungen N.

Urs Kramer und Thomas Zaugg: Der erste Schweizer Aussenminister.
Basel: NZZ Libro, 2021.
Besprochen von Lukas Leuzinger, stv. Chefredaktor dieser Zeitschrift.



Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hatte die Schweiz keine eigentliche Aussenpolitik. Der Kleinstaat war vor allem darauf bedacht, gute Bedingungen für den wachsenden Aussenhandel sicherzustellen. Dass sich das änderte, ist wesentlich auf Numa Droz zurückzuführen, wie die Historiker Urs Kramer und Thomas Zaugg in ihrer Biografie schreiben. 1844 in La Chaux-de-Fonds geboren, bildete sich der gelernte Uhrengraveur im Selbststudium zum Lehrer aus, bevor er mit 20 Jahren in den Journalismus wechselte. Der junge Radikale wurde Neuenburger Grossrat, bald darauf Staatsrat und Ständerat. Als der 31jährige Droz 1875 in den Bundesrat gewählt wurde, war er der jüngste Magistrat der Schweizer Geschichte. 1881 wurde er zum ersten Mal Bundespräsident und übernahm für ein Jahr das Aussenministerium. Den erstarkten Protektionismus bekämpfte Droz gegen aussen wie gegen innen. In der Asylpolitik befürwortete er ein schärferes Vorgehen gegen anarchistische Aktivisten, die in der Schweiz Unterschlupf fanden. 1887 initiierte er eine Reorganisation des Bundesrats, im Zuge derer das Aussendepartement einen festen Vorsteher erhielt. Das Amt übernahm er gleich selber und behielt es bis zu seinem Rücktritt 1892.

Interessant ist nicht nur der Einblick in die damaligen diplomatischen Querelen, sondern auch die alltäglichen Sorgen der Magistraten. Droz kämpfte aufgrund seiner privaten Situation – seine kranke Frau musste sich immer wieder Behandlungen unterziehen – mit finanziellen Problemen. Er überlegte sich deshalb einen Wechsel in die Diplomatie oder in die Privatwirtschaft, was heute undenkbar wäre. Schliesslich blieb er seinem Amt jedoch aus Rücksicht auf das Landesinteresse treu, wie er betonte.

Die Faszination der Autoren für Numa Droz ist bei der Lektüre des aufwendig recherchierten Buches spürbar. Zuweilen wirken die detailreichen Nachzeichnungen der damaligen Ereignisse allerdings etwas langatmig, ein etwas klarerer Fokus wäre wünschenswert gewesen. Nichtsdestotrotz ziehen einen die damaligen Konflikte und Entwicklungen in ihren Bann. Kramer und Zaugg geben einer prägenden Figur der Schweizer Politik eine verdiente Würdigung. ‹

LITERATUR

Der Strohhalm, der die Welt zum Schreien bringt

Francesco Micieli: Der Auftrag.
Biel: Verlag Die Brotsuppe, 2021.
Besprochen von Björn Hayer, Germanist.

Es sind beiläufige Aufzeichnungen, Notate vermeintlicher Alltagsbanalitäten, denen Francesco Micieli in seinen neuen Gedichten auf ungeahnte Weise Bedeutung verleiht. Wir treffen auf Tiere, die einem Camper des Nachts die Nahrung stehlen, erfahren die Anonymität eines Gasthauszimmers oder bemerken «auf der Mauer ein(en) Becher / des grössten Fleischfressers der Welt». In dessen Plastikstrohhalm deutet sich «der Schrei der Tiere / Der Strich, den das Flugzeug / durch den Himmel zieht» an, der aussieht «wie der Strich unter einer Rechnung». Was das lyrische Ich in einem einfachen Gegenstand erkennt, ist mehr als blosse Materialität: Die Assoziationskette reicht zurück zu dessen Herstellung und den damit verbundenen Folgen für die Umwelt. Um Kunststoff zu produzieren, bedarf es Ressourcenverbrauchs. Die Natur, repräsentiert in den klagenden Tieren und dem zerfurchten Horizont, wird zum elegischen Opfer.

Glücklicherweise verharren die Poeme des 1956 in Kalabrien geborenen und seit seiner Kindheit in der Schweiz lebenden Schriftstellers jedoch nicht in der mitunter tristen Realität. Mal sind sie von Geistern bevölkert, mal scheint das jenseitige Leben einer verstorbenen Heuschrecke auf. In derlei Überwindungen der Wirklichkeit schimmert eine geradezu metaphysische Dimension der Gedichte durch. Offensichtlich wird dann der ihnen eingelagerte Möglichkeitsüberschuss, die Sprache, welche alle Gesetze und Konventionen hinter sich lässt.

Bedauerlicherweise vermag Micieli diese Qualität nicht konstant durchzuhalten. Zu häufig gleitet er in Deskription ab. Welcher Mehrwert etwa hinter der Aufzeichnung einer Mahlzeit im Café oder der Wiedergabe von Haarwuchswerbung liegt, erschliesst sich nicht. Auch abgehalfterte Bilder wie dasjenige vom golden glänzenden Hahn, der einem «Leuchtturm» gleichkomme, nehmen der Kompilation empfindlich ihre Originalität. Wozu darf man also raten? Am besten hält man sich an die gelungenen, verspielten, ja zwischen den Sphären changierenden und bisweilen politischen Gedichte. So kann man Genuss erleben und Lektüre als erfreuliche Entgrenzung erfahren. ‹